Nr. 254. XVII. Jahrgang. Auflage 100000 täglich. Sonnabend, 18. September 1909.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897. Expedition Nr. 4571, Verlag 5432.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumschlägen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 94 Pf., pro Quart. 2.82 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2.06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.60 Kr., pro Quart. 4.79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.42 „ „ „ 4.25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Num. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Aus Sachsen und den Grenzlanden und Vermischtes siehe Seite 9. Kirchennachrichten Seite 11. Roman Seiten 13 u. 14.

Vom Leipziger Kriegsschauplatz.

Reichlicher Zündstoff war diesmal vor dem Zusammentritt des sozialdemokratischen Parteitages wieder angesammelt. In Anspielung auf den Ort der heutigen Tagung und die große Völkerschlacht sprach man schon lange vorher von der bevorstehenden Schlacht bei Leipzig. Man erwartete ziemlich allgemein eine zweite, womöglich noch „verbesserte" Auflage des denkwürdigen Dresdner Trianon-Tages, auf den der frühere Reichskanzler Fürst Bülow das niedliche Verslein geprägt hat: „Und willst du nicht mein Bruder sein, — So hau' ich dir den Schädel ein!" Man weiß, wie sehr die siegreiche Sozialdemokratie von 1903 unter dieser Erinnerung und diesem Spott gelitten hat. Die Wahlniederlage von 1907 war wesentlich die Quittung dafür.

Aber diese empfindliche Lehre ist nicht verloren gegangen. Unter ihrem lebendigen Eindruck standen leider die Parteitage, auf denen man nur mit gedämpftem Trommelschall und mit zartester Vorsicht an alle Streitfragen zu rühren wagte und sie nach außen hin zu verkleistern beflissen war. Diesmal trillt schien man des trockenen Tones satt und wieder drauf und dran zu sein, sich zur Schadenfreude der Gegner vor aller Welt gegenseitig die Schädel einzuhauen. Die „Leipziger Volkszeitung", diese munterste und anmutigste Rüferin im Streit, und der „Vorwärts" stimmten im holden Verein ein Kriliubium an, das im bürgerlichen Lager die schönsten Hoffnungen erweckte, und namentlich hinsichtlich der Todsünden der Revisionisten im allgemeinen und der württembergischen Hofgänger im besonderen eine Wiederholung des Hexensabbats aus dem Dresdner Trianon erwarten ließ.

Und in der Tat, die Debatten am Dienstag und am Mittwoch vormittag über die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion, insbesondere bei der Finanzreform und der Erbschaftssteuerfrage, erinnerten stellenweise lebhaft an die schlimmsten Dresdner Auftritte. Wieder, wie damals, standen donnerte die „Unentwegten", die „Radikalen" und die verlachten „Revisionisten" gegenüber, und wieder warfen sie sich gegenseitig negative Schmeicheleien dieses Gepräges an die Köpfe. Man sagte einander so gründlich die Meinung, daß man die Aufrichtigkeit kaum noch weiter treiben konnte. Der Meiner Genosse David bestätigte dem temperamentvollen Genossen Ledebour, daß alles, was dieser sagte, „der pure Unsinn" sei. Der Abg. Fischer, der Geschäftsführer des „Vorwärts", bescheinigte der Redaktion des Zentralorgans öffentlich, daß sie „ebenso dumm wie feige" sei! Genosse Südekum warf dem Genossen Hoch „Unverschämtheit" an den Kopf und der sarkastische Heine stempelt den Oberrabbiner der Partei Kautsky zum „Dauerschreiber". In seinem Schlußworte revanchierte sich dann Ledebour ganz besonders heftig, indem er den Revisionisten nachsagte, sie hätten sich an der honigbestrichenen Teichsel der Regierungspolitik „hinaufgeleckt", und weiter, sie hätten „unerhörte Manieren", worauf man ihm „Unwahrheit" und „bewußte Unwahrheit" anhängte. Immer mehr erhitzten sich die Gemüter, immer ausfallender wurde die gegenseitige Polemik, immer lebhafter die fatale Aehnlichkeit mit dem Dresdner „Jungbrunnen".

Und doch — es fehlte trotz dieser äußerlichen Aehnlichkeit der damalige frisch-fröhliche Kampfesmut. Niemand hatte Lust, die Dinge wieder aufs äußerste zu treiben und den Gegnern ein Gratisschauspiel zu bieten, dessen Kosten schließlich die eigene Partei zu tragen hätte. Den Radikalen waren die Schwingen wie gelähmt und die Revisionisten verzichteten darauf, eine wirkliche Kraftprobe anzustellen. Sie begnügten sich damit, sachlich einen unverkennbaren Sieg über ihre Todfeinde davonzutragen. So ist denn der Hauptstreitpunkt der diesmaligen Erörterungen, den die Stellung der Reichstagsfraktion zur Erbschaftssteuer bildete, bei Licht besehen, zu keiner eigentlichen Entscheidung gekommen. Die einfache Frage, ob die Fraktion im Reichstage das Recht, ja die Pflicht hatte, für die Erbschaftssteuer, also für die Belastung der wirklich Besitzenden mit 100 oder doch 50 Millionen Mark zu stimmen oder nicht, ist nicht klipp und klar beantwortet worden. Der Revisionist Frank-Mannheim zog seine stramm bejahende Resolution noch im letzten Augenblick zurück und der Radikale Kautsky hütete sich, die von ihm vertretene Verneinung in die feste Form eines Antrages zu gießen. Aber weil er davor zurückschreckte, weil seine Freunde von einem Ketzergericht à la Dresdner Abstand nahmen, erkannte man, daß der Sieg diesmal tatsächlich auf seiten der Revisionisten lag. Hatten sie doch sogar den alten Bebel für sich. Geradezu rührend war es, als der von schwerer Krankheit heimgesuchte Führer, dem nicht nur ein Machtgebot der Aerzte Schweigen auferlegt, in einer kurzen Bemerkung feststellte, daß er allerdings auch der Meinung gewesen sei, die Fraktion hätte für die Erbschaftssteuer stimmen müssen. Damit war den Radikalen vollends der Boden unter den Füßen entzogen. Sie wollten päpstlicher als der Papst sein. Die Mehrheit ging nicht mehr mit ihnen. Der lächerliche Streit um des Kaisers Bart oder, wie der derbe Fischer bemerkte, um „ungelegte Eier", war damit erledigt. Und wenn die Revisionisten am Mittwoch diesen Sieg mit der Annahme der auf sie gemünzten Resolution hüten mußten, in der unter maßlosen Angriffen auf den Freisinn ihre Neigung, dem bürgerlichen Liberalismus entgegenzukommen und mit ihm eventuell bei den Wahlen zusammen zu gehen, „wie eine blutige Verhöhnung der Partei" gebrandmarkt wurde, so erlebten sie am Donnerstag den Triumph, daß in der von ihnen beantragten Wiederholung der Abstimmung diese Resolution gegen eine allerdings erhebliche Minderheit abgelehnt wurde. Das bedeutet allerdings den Sieg der Revisionisten auf der ganzen Linie, wenigstens in diesen beiden Fragen der Taktik.

Eine weise Selbstbeschränkung legte sich der Leipziger Parteitag vollends in Sachen der Württemberger Sünder auf, so da in Friedrichshafen an den Königshof gepilgert waren. Hinter den Kulissen hatte man diesen Fall, der ganz das Zeug dazu hatte, einen Riesenskandal zu entfesseln, durch ein Kompromiß erledigt: die schwäbischen Ketzer versicherten, sie würden nicht zu Hof gegangen sein, wenn sie geahnt hätten, daß der Ausflug zu einer monarchistischen Demonstration ausgenutzt werden würde, und die Ketzerrichter gaben sich mit dieser Erklärung nur zu gern zufrieden. Schleunigst wurde die Sache begraben und der schlimmste Stein des Anstoßes damit aus dem Wege geräumt. Man braucht sich nur einmal vorzustellen, welchen Lärm man damit vor sechs Jahren in Dresden gemacht hätte, um die Fortschritte zu erkennen, die seitdem die zaghafte Vorsicht der Genossen gemacht hat.

Vom süddeutschen Kaisermanöver.

Von unserm militärischen Sonderberichterstatter.

Tauberbischofsheim, 15. Sept.

Nach den Absichten für den heutigen Tag war zu erwarten, daß die Höhen zu beiden Seiten der Tauber bei Tauberbischofsheim eine Rolle spielen sollten. Das Armeeoberkommando von Blau hatte sich aber zu einem weiten Ausgreifen gegen den linken Flügel von Rot entschlossen und hierzu die 1. Division des 1. Bayr. Armeekorps bestimmt. Solche Umfassungen kosten Zeit und Geduld. Man rüstete sich also auf einen ausgiebigen Tag. An dem Ausgange von Tauberbischofsheim nach Königheim erwarteten die kaiserlichen Gäste den Kaiser. Es war ein schmuckes Bild, das sich jeder hier so recht in Ruhe beschauen konnte. Wohl eine Stunde lang konnten die stets wie aus der Erde geschossenen Photographen die besonders anziehenden exotischen Uniformen knipsen.

Aber auf einmal — gegen ½11 Uhr — verstummte jedes Interesse für Person und Uniformkleid der kaiserlichen Manövergäste, denn „ein Höherer stellt sich ein". „Groß II" erschien über Tauberbischofsheim hoch in den Nebelwolken. Mit einer stupenden Sicherheit manövrierte er, anscheinend noch ohne Auftrag, in Kreisen, Schleifen, Wendungen über den Franzosen, Engländern, Russen, Belgiern, Türken, Amerikanern unter der Gästesuite. Gerade weil gestern noch das Gerücht verbreitet war, daß „Groß II" infolge des Oberschlesier Unfalls sich kaum mehr am Manöver werde beteiligen können, erregte sein so absolut sicheres Auftreten heute die ungeteilteste Bewunderung. Um es gleich vorauszuschicken, „Groß II" verweilte, bald höher, bald niedriger steigend, bis etwa um 3 Uhr über dem Taubertale, schien sich aber der Beobachtung der Höhen gegen die rote Stellung zuzuwenden. Der Kaiser erschien in der Uniform seines bayrischen Infanterieregiments um 11 Uhr und begab sich mittelst Automobils sofort auf das rechte Tauberufer auf die Höhen zwischen Großrinderfeld und Würzburger Straße. Hier verweilte er, vor sich einen Kartentisch aufgeschlagen und ein Fernrohr daneben aufgebaut, bis abends ¾6 Uhr und verfolgte die Meldungen, die bei der gleichfalls hier anwesenden Manöverleitung eingingen. Man konnte ihn in langem Zwiegespräch mit Lord Lonsdale und einigen fremdherrlichen Offizieren beobachten, vor allem aber in einem langen Gespräch mit dem Kriegsminister v. Heeringen, wobei anscheinend die Verwendung des geschmeidig am Himmel manövrierenden „Groß II" den Hauptgegenstand bildete. Denn mit energischen Armbewegungen deutete er öfters auf das Luftschiff. Dem Flügeladjutanten v. Scholl, einer hünenhaften Erscheinung, scheint die Sorge um das leibliche Wohl des Kaisers auf dem Manöverfelde übertragen zu sein; denn auf seinen Wink erschienen, bereits dampfend und brodelnd auf dem Herde, die Küchenwagen, deren einer kalte Küche und silberne Speisegeräte enthielt, während der andre der Zubereitung eines warmen Bissens und gleichzeitig der Herstellung der Kost für die von der Person des Kaisers unzertrennliche Leibwache dient. Bis zu diesem Augenblicke war der erklärlich angewachsene Zuschauerkreis in der Nähe des Kaisers geduldet. Wahrscheinlich sollte aber niemand erfahren, daß auch Monarchen Hunger und Durst fühlen, denn ohne daß sonst ein zwingender Grund vorgelegen hätte, drängten breitschultrige Gendarmen mit mehr oder weniger Temperament den ohnehin in angemessener Entfernung sich haltenden Zuschauerzirkel abseits.

Kaum war der Imbiß beendet, kaum hatte Prinz Oskar seinem kaiserlichen Vater und dessen Freunde Earl of Lonsdale Feuer zur Zigarette gereicht, da war es auch an der Zeit, sich den aus der Linie Großrinderfeld—Palmar vordringenden entwickelten Spitzen der ersten Division des 1. Bayr. Armeekorps anzuwenden. Es war 3 Uhr geworden, das Luftschiff nicht mehr am Himmel, dahingegen der Nachrichtenfesselballon der bayrischen Luftschifferabteilung von Rot über den linksseitigen Tauberhöhen sichtbar. Die 5. und 6. rote Infanteriedivision des 3. Bayr. Korps hatte mit Vortruppen die Linie östlich Tauberbischofsheim, Stamenberg, Königsheim besetzt. Dem blauen 1. Bayr. Korps war es aber gelungen, in der roten linken Flanke vorzudringen, so daß Rot an dieser Stelle zurückwich. Es scheint auch, als ob Rot den morgen erst zu erwartenden Anschluß des 20. Korps und des 14. Korps abwarten wollte, bevor es, dann allerdings wesentlich stärker als Blau, letzterem beim weiteren Vordringen in das rote Gebiet Halt gebieten wollte. Die Ergebnisse an den andern Teilen von Rot und Blau entziehen sich zur Zeit noch unsrer Kenntnis. Um 6 Uhr abends, nachdem wir also 14 Stunden unterwegs gewesen waren, davon allerdings mehrere Stunden in abwartender Stellung, fuhren wir nach Mergentheim zurück. Der Kaiser begab sich ebenfalls um 6 Uhr an der Spitze einer zahlreichen Autokolonne in das kaiserliche Hauptquartier. Auf dem Wege nach dort passierten wir die endlosen Biwakskolonnen und Bagagen des blauen 1. Bayr. Armeekorps und Teilen andrer Divisionen. In musterhafter Ordnung, die linke Seite der Straße freihaltend, machten die Kolonnen einen sehr guten Eindruck. Auffällig war mir, daß sämtliche Militärmusikkorps sich in der Kolonne befanden. Will man sich ihrer nur noch zur Veranstaltung von Militärkonzerten und ab und an zum Parademarsch bedienen? Sie nicht mehr als zum Gefechtskörper der Truppe gehörig betrachten? Dann schaffe man sie ab, so bald als möglich. Denn was im Kriegszustande entbehrlich ist, schleppe man nicht im Frieden weiter mit. Ich zählte nicht weniger als 7 Musikkorps, die Trabantendienste in den Kolonnen leisteten. Ich erinnere mich auch nicht, jemals früher die Musik nicht bei der Truppe gesehen zu haben, wenngleich sie immer mit ihren vielfach recht angejahrten Herren hinter dem Ende des Regiments herzog. Geradezu vorzüglich war die tadellose Bespannung der Biwakfuhren, sowohl an Pferden und auch am Geschirr. Trotz alledem wird, da um 6½ Uhr die Kolonne noch unbeweglich auf der Straße von Königshofen bis Mergentheim stand, der Anspruch auf den Inhalt der Verpflegs- und Gepäckwagen für die 1. Division des 1. Bayr. Armeekorps erst in recht später Stunde realisiert werden können. Das ist nicht anders, so will es der Krieg. Jung Deutschland, werde hart!

Soeben, in später Nachtstunde, erfahren wir noch, daß morgen, am 16. September, Graf Zeppelin sein Luftschiff in den Dienst der roten Partei stellen wird. Also „Groß" und „Zeppelin" in den Lüften zu gleicher Zeit, im Dienste feindlicher Par-

Tantris der Narr.

Drama in fünf Akten von Ernst Hardt.

Zum ersten Male im Kgl. Schauspielhause.

Durch die Jahrhunderte träumen die Schatzgräber von diesem Gold. Kelten, Franken und englische Minnesänger ringen darum. Seit der schlichte Ritersmann Eilhart die Sage den Deutschen im 12. Jahrhundert zuerst erzählte, bis in unsre Tage, da Wilhelm Hertz den Kleinoden die wundervolle Form gab, singen und sagen deutsche Dichter von der seligen, unseligen Liebe Tristans und Isoldens. Stetig jünger ist die Sehnsucht nach dem Tristandramen. Hans Sachs gewann dem Theater zuerst die Tragödie des Liebestranks, der das ewige Symbol aller Tristandichtung ist. Von der strengen Liebe Herrn Tristrants mit der schönen Königin Isolden hieß sein Stück, das alles geschehen machte, was der Nürnberger Dichter in dem Volksbuche fand. In sieben Akte ist die drängende Handlung gestaut. Der Sohn Rivalins und der schönen Blanscheflure beirrte all die Abenteuer der Sage vom ersten Tage am Hofe des Oheims bis zur Rache der eifersüchtigen Frau Weißhand, die Tristan und Isolde Blondhaar in einem Grabe bettet.

Weil sie haben den tod erliden,
Auf daß sie hie und dort mit Frieden
Ewiglich bleiben ungescheiden.

Seit Richard Wagner in dem Zauber der leidenschaftlichsten Musik Dichterworte wie die vom „Nie-Wieder-Erwachens wahnlos hold bewußten Wunsche" versteckte, ward die Oper Inbegriff des Isoldenmythos. Vergessen sind die Dichter, das halbe Dutzend Versuche, die nach Richard Wagner um Tristan und Isolde in Sehnsucht sich mühten. Daß auch Schopenhauers bedeutender Schüler Eduard von Hartmann ein Drama „Tristan und Isolde" hinterließ, mögen, da er sich als Dichter Karl Robert nannte, wenige wissen. Man war gewohnt, in Wagners Oper die letzte dramatische Fassung der Tristanlage, in Hertzens Gedicht das Epos Meister Gottfrieds, den schönen Abguß des Kleinods, wie eine teuere, von alters her verehrte Reliquie wiederzufinden. Bei solchen Heiligtümern beruhigt sich, wie bei einer Amtsformel, die bürgerliche Sehnsucht einer Zeit, die seit vorgestern das literarische Schlagwort der Moderne gegen das der Neuromantik ausgetauscht hat. Man hatte die Reliquie längst als einen bequemen Hausgott untergebracht, möchte nicht gerne durch Neuerungen gestört sein. Und hört (mit einigem Erstaunen) dreihundertfünfzig Jahre nach Hans Sachsens ernstlichem Trauerspiel von Tristrant und Isalde, justament am fünfzigsten Geburtstag von Wagners Tristan und Isolde, daß die deutsche Bühne mit einem neuen Tristandrama beschenkt worden ist.

Ernst Hardt, der bisher nur von der Zunft und nur literarisch gewertet wurde, wird plötzlich unter die „Neuromantiker" des Theaters versetzt. Kein Widerspruch erhebt sich. Auch nicht gegen die zwei höchsten Auszeichnungen, gegen die Preise, die dem glückhaften Dichter sein Drama „Tantris der Narr" alsbald Schlag auf Schlag heimbringt. Und der Direktor Schlenther (bei dem Hebbel einstweilen in der Antichambre wartet) bereitet Ernst Hardt und dem Tantris eine Stätte. Kaina und die Bleibtreu sind im Burgtheater die Verkünder von Ernst Hardts Dichterruhm. Eine seltsame Zeit. Mitten in dem technischen Rausch des jungen Jahrhunderts erwacht die mittelalterliche Reliquie zu neuem Leben. Das Dresdner Hoftheater folgt der Burg. Bald wird man in Berliner Salons nicht mehr allein von Zeppelin und Wright sprechen. Tantris, der neue Tristan, der gekrönte Tristan, hat seine Bühnenfahrt begonnen.

Jetzt erst, zugleich mit Hardts Drama, wird in Deutschland eine andre Nachdichtung bekannt: Le roman de Tristan et Iseut renouvelé par Joseph Bédier. In dieser Zeit noch eine Tristandichtung. Und preisgekrönt. Von der Académie française. Und eine, die alle neudeutschen Nachdichtungen seit der Reformationszeit turmhoch überragt. Da Gaston Paris, der schon sechs Jahre tot ist, der französische Hüter des Tristanschatzes, dem Dichter Bédier das Geleitwort gab zu diesem wundervollen Roman, so scheint die ausgezeichnete deutsche Uebersetzung von Julius Zeitler (sie erschien in Leipzig, bei Hermann Seemann Nachfolger) merkwürdig spät, zugleich mit Hardts Preisdichtung ihren Weg bei uns anzutreten. Man wird nicht umhin können, die beiden Werke zusammen zu betrachten.

Bédier hat die Tristansage in ihrer ältesten Form, wie Gaston Paris, der große Kenner, ihm bezeugt, zu heißem, neuem Leben erweckt. Aber es bedarf des Zeugen nicht. Dieser neue Prosaroman von Tristan und Isolde ist — jeder fühlt es — von hinreißender Schönheit. Ueberall verschwindet der Dichter hinter dem Kunstwerk. Aus allen den verborgensten Schätzen der uralten Sage hat er die schönsten Stücke ans Licht gebracht. Hat sie voll Ehrfurcht mit zarter, fühlender Hand in dem seltenen, rötlich-matten alten Golde gebettet, Stein an Stein. Gaston Paris hat recht — jeder fühlt es —: „Wenn Berol, der alte französische Tristansänger, heute wiederkäme und nachforschte, was aus seinem Werke geworden, er wäre hingerissen, sähe er, mit welchem Mitgefühl, welcher Einsicht, welcher Anstrengung und welchem Erfolg es aus den Tiefen der Schlucht gezogen wurde, auf der ein einziger Ueberrest schwamm, und wie es wieder flott gemacht, ohne Zweifel vollkommener, glänzender und lebendiger dasteht, als er es einst in die Welt hatte gehen lassen." — — Ist's ein Unrecht, daß man sich heute gerade an dieses Werk verliert, an Bédier, statt an den Tantrisdichter, den deutschen? Darauf wäre ehrlich zu antworten: Es geht kein andrer Weg zu der Zinne von Burg Tintagel oder nach St. Lubin.

Wie Tristan den Morholt besiegte und seinem Oheim König Marke, wie Siegfried dem Gunther, die Königstochter freite, wie Brangäne den beiden, die sich schon suchen mit jeder Faser und sich doch abstoßen, den Liebestrank reicht, wie die unbezwingliche Liebe keimt und wächst, wie die Liebenden durch Not und Qualen schreiten, wie sie im Walde von Morois hausen, wie Tristan flieht und wiederkehrt und wieder flieht, Isolden zuliebe, Isolden zum Leid — man findet in Hardts Drama von all dieser Glut und Schönheit, von so viel tragischer Handlung nur dürftige Spuren. „Gewiß", sagen seine Anhänger, „weil Hardt seinen eigenen Weg geht." Und: „Er ist kein Erneuerer, ein Neuer. Er nahm sich von all dem Reichtum, was ihm gefiel. Er macht daraus mit dem souveränen Willen des Dramatikers ja das Drama „Tantris der Narr". Nur das." Aber Tantris lebt von dem alten Sagenschatz, sagen wir andern, und nur mit ihm. Und Ernst Hardts Drama beginnt da, wo seine Peripetie gesetzt sein sollte.

Frau Ifót (Hardt läßt sie wechselnd so und Ifot und Isolde heißen) ist verlassen. Tristan hat längst den Eid geschworen, Ifot und Tintagel fernzubleiben. Träumt bei Isolde Weißhand von ihr, der andern, der einzigen Isolde, die sich in heimlichen Gluten verzehrt. Und es hält Tristan nicht länger in Irund. Verkleidet hat er die Fahrt gewagt nach Kurnwall. Niemand ahnt ihn. Da Marke, der den Neffen durch den Eid gebannt wähnt, sich der blonden Isolde freut, ist Tristan (und sein Schwager Kaherdin) wieder im Land. Hier beginnt das Drama vom „Tantris". Der Liebenden Not und alles, was vorausging, und wie Herr Tristan, der Held, ein Bettler, ein Narr werden mußte — wir leben es nicht mit, nicht den Liebestrank, nicht den Rausch, nicht den Konflikt. Es ist recht nüchtern auf Schloß Sankt Lubin, wie der Vorhang sich hebt. Mühsam genug auch für den Unkundigen, sich aus Frau Ifots Lied, aus spärlichen (für ein Drama doch gar reichlich eingestreuten) Erzählungen den Weg zu finden, den diese Sehnsucht geht. Marke kommt, ein zufriedener Marke, mit Dinas von Lidan und Ganelun und Denovalin, dem Feind seines Friedens, dem Neider Tristans. Hier wird er noch mehr: ein Begehrlicher. Er wittert Herrn Tristan und droht Frau Ifot, die ihn zitternd und voll Abscheu zurückweist, Verderben. Dinas, der mehr als einmal einem zu Jahren gekommenen Posa hier gar ähnlich sieht, kann beim ersten Verdacht das peinlichste Gericht nicht abhalten von Frau Ifot. Das ist ein Akt. Eine Sehnsucht (deren Werden literarische Voraussetzung ist), eine Drohung, ein Schrecken. Wer denkt an Tristan, an den Tantris?

Im zweiten Akt müssen die Gälischen Barone wieder notdürftig den Zuschauer in die tausend Voraussetzungen hineinerzählen. Und Marke muß so tun. Marke, der Frau Ifot nun richten will. Herzog Denovalin hat seinen Kopf zum Pfand gesetzt, daß Tristan im Lande ist, daß er dem König den Eid brach. Frau Ifot hört kaum, daß Denovalin einem Recken begegnete, der ihn nicht standhielt, da er bei Isoldens Namen ihn anrief, als sie sich selbst verrät. Sie nennt zuerst Tristans Namen und sucht vergebens mit der List der liebenden Frau den heißen Schrei nach dem Geliebten in König Markes hellhörigem Ohr zu schwächen. Dinas zeugt für sie, die Barone — aber Marke, der sie mit Tristan eins weiß, fordert, wie der mit Blut geschriebene Vertrag es heischt, das Leben der Frau, die durch Tristan schuldig ward. Und da die Richter es verweigern, wird er sie verschenken. Wird Isolde Blondhaar den Siechen und Aussätzigen hinwerfen zur Lust in St. Lubin. Wieder ein Akt. Eine Sehnsucht, die sich selbst verrät (deren Werden literarische Voraussetzung ist), eine Drohung, ein Schrecken. Der zweite Akt. Ohne Tristan.

Der dritte Akt bringt die entsetzliche Qual des Siechengerichtes. Das Volk erwartet den Zug. Die Kirche muß die Urteilsvollstreckung segnen. Draußen lauern die Aussätzigen. Der Henker führt Frau Ifot heraus. Den Mantel nimmt er ihr ab und die Krone. Nackt fällt sie den Siechen zur Beute. Da ist ein Fremder gekommen. Im Siechengewand. Der schlägt unter die Grätzlichen, daß sie mit Zetern und widerlichem Angstgeschrei fliehen. Wir wissen: Tristan. Isolde erkennt ihn nicht. Will nichts hören von Tristans Botschaft; von Tristans Leid. Nur von ihrem Haß will sie wissen. Denn Tristan hat sie verraten. Wie Tristan verzweifelt sich wendet, kommt Denovalin. Ohnmächtig liegt Frau Ifot. Nun sehen wir den

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19090918/1